

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von, in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 24 Nummern 8 Thlr. Abonnements nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißiger Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 2.

Donnerstag, am 6. Januar.

1853.

### Ein Apostat aus Ueberzeugung.

Historische Novelle aus der Neuzeit,

von

Adolph Stern.

(Fortsetzung.)

3.

Therese von Barboda, die sogleich nach der Anmeldung in das Zimmer trat und von Oskar stürmisch umarmt wurde, war ein Mädchen von siebzehn Jahren und, ohne besonders schön zu sein, eine höchst anmuthige Erscheinung. Eine schlanke wohlgebaute Gestalt, ein seelenvolles Auge, ein reizender Lockenkopf, eine in den Kreisen, in welchen Therese erzogen wurde und lebte, beinahe fremde Unbefangenheit waren, verbunden mit einem sanften und für alles Schöne empfänglichen Gemüth, Vorzüge, welche Oskar höher anschlug, als einen schmalen langen Fuß, einen marmorweißen Teint und eine kleine Hand. Freilich war Oskar eben auch nur Plebejer, der jene aristokratischen Schönheiten nicht zu würdigen vermochte, allein Therese gab ja auf sein Urtheil Alles.

Die Gräfin Plattner hatte sich stillschweigend

aus dem Budoir entfernt, um die Liebenden ihrem Glücke ungestört zu überlassen. Eine lange Weile blieben sie beide stumm oder flüsternten doch nur jene abgebrochenen einzelnen Worte, die für den profanen Zuhörer keinen Werth, für die Eingeweihten in den Mysterien der göttlichsten aller Leidenschaften aber unendliche Bedeutung haben. Endlich wand sich Therese sanft aus dem Arm des liebetrunkenen Künstlers und fragte: „sag mir, Oskar, bist Du wirklich wieder von der abscheulichen Demokratie abgegangen? — wie lieb mir dies wäre und wie nahe dann unser Glück!“ setzte sie leise flüsternd hinzu.

„Wer hat denn nun wieder dies berichtet?“ fragte Oskar verwundert, und leichte Wölkchen des Unmuths zogen über seine Stirn.

„Nun, der Baron Spiegel, mit dem Du jetzt in Unterhandlung stehst wegen Deiner Gemälde, brachte uns auf die Vermuthung. Der Vater sagte augenblicklich: das wäre hübsch, der junge Künstler gefiel mir stets. Und dann, lieber Oskar, könntest Du wirklich an dem rohen und gemeinen Volke solchen Gefallen finden?“

„Daß ihr Leute doch keine andere Anschauung für das Volk als die ästhetische habt! Und leider giebt es Stunden, in denen ich mich selbst dieser Schwäche zeihen muß!“

3

„Mußt Du? Nun so verzweifle ich auch noch nicht daran, daß eine Zeit kommt, wo Du anders denkst als jetzt. Ich bin ja auch freisinnig.“

„An die Stelle der einen Aristokratie wollt ihr freisinnigen Aristokraten die andre setzen. Für die rasende Aristokratie der Geburt soll die des Talents und des Verdienstes wohl auch des Geldes eintreten.“

„Ja, so soll es werden. Nie hat es eine Zeit ohne Aristokratie gegeben, unsre Zeit ist die der Cultur, unsre Aristokratie stammt aus der Zeit des barbarischen Faustrechts und der finstern Glaubenssagung, wir wollen sie hinwegfallen lassen und an ihre Stelle eine Aristokratie der Neuzeit setzen.“

„Ich bitte Dich, Therese,“ erwiderte Dskar erregt, indem er den Kopf gegen die Fensterscheibe preßte, „ich bitte Dich, hör' auf und laß mir Ruhe. Ruhe brauche ich.“

„Und ich auch,“ fiel Therese etwas empfindlich ein. „Wie lange soll dies währen, daß wir uns nur heimlich sehen; — lieben wir uns für immer, oder ist's bloß eine Künstlerlaune?“

„Um Gott!“ unterbrach Dskar, „für immer!“ und küßte den zürnenden Mund und preßte die scheltenden Lippen so lange innig auf die seinigen, daß Therese für eine kleine Weile stumm blieb. Dann aber meinte sie: „Irgend etwas muß doch geschehen. Der Vater könnte ja eines Tages den Gedanken bekommen, mich zu vermählen und was sollte ich darauf erwidern?“

Therese weidete sich ein Minütchen an der Verlegenheit und Angst, in welche Dskar durch diese Frage versetzt wurde, dann umschlang sie ihn und sprach beruhigend: „sei nicht böse, Dskar, daß ich manchmal an die Zukunft denke, Du läßt Dich so gehen und denkst an gar nichts als —“

„An unsre Liebe“ fuhr Dskar auf.

„Nun gut,“ lächelte Therese, „an die Gegenwart derselben; so bedenke doch auch einmal die Zukunft, die ja nicht mehr so fern liegen kann.“

Die Gräfin Plattner trat wieder ein und sagte: „Therese, Dein Bruder könnte bald hierher kommen, er hat mir eben einen Besuch ankündigen lassen.“

„Mein Bruder?“ sagte erschrocken Therese, reichte Dskar noch einmal die Lippen zum Kusse und warf heftig Mantille und Schleier über.

„Adieu, theure Therese.“

„Adieu, Dskar, überlege wohl, was ich Dir gesagt habe.“ Therese entfernte sich und die Gräfin nahm wieder im Armstuhl des Fensters Platz. Als der Wagen davonrollte, wandte sie sich nach Dskar um. Derselbe hatte bleich und erregt die Lehne eines Stuhls gefaßt und kniff die Lippen auf einander.

## 4.

„Was fehlt Ihnen denn, Ewald?“ fragte sie, das Flacon mit Eau de Cologne ergreifend.

„D nichts — nichts, eine leichte Anwandlung von Schwindel,“ hauchte Dskar matt, und ließ sich auf das Sopha nieder.

„Ich wollte ja vorhin mit Ihnen weiter sprechen — aber sagen Sie mir nur zuerst, was haben Sie mit Therese gehabt?“

„Sie drängte auf eine Entscheidung der Sache hin, und bat mich himmelhoch, der Demokratie abtrünnig zu werden.“

„Und Sie?“

„Ich wollte natürlich nichts davon wissen, und so sind wir geschieden ohne ein Resultat.“

„Da kommt wirklich mein Cousin, der Hauptmann von Barboda“ sagte die Gräfin verwundert. „Er hat mich seit dem März nicht besucht, was mag er plötzlich hier wollen? Ich bitte Sie, Ewald, in dem anstoßenden Zimmer zu warten.“

„Und zu horchen?“

„Werden Sie doch nicht gleich entrüstet, ich glaube fast, die Gesellschaft hat etwas von Ihrem Verhältnisse gemerkt und will mich nur darüber ausfragen. Gehen Sie nur, der Hauptmann kommt schon.“

Als Dskar die Thür des Nebenzimmers aufriß, war er nicht wenig erschrocken, auf dem Sopha Theresens liegen gebliebene Handschuhe und Taschentuch zu bemerken. Er griff hastig darnach und hatte kaum die Thür verriegelt, so hörte er den Hauptmann eintreten und auch sagen: „Ihr Diener, meine Cousine.“

„Willkommen, Joseph! Was führt Sie denn einmal zu mir? Ich glaubte schon, daß Ihre Familie nicht mehr in Wien sei, weil ich so lange nichts von Ihnen gesehn und gehört habe. Wie befindet sich denn Therese?“

Der Hauptmann gerieth durch diese geschickten Fragen in eine Verlegenheit, doch sagte er ernst: „ich danke, Frau Cousine. Sie werden so gut wissen wie ich, wie sich meine Schwester befindet und wahrscheinlich noch besser.“

„Was wollen Sie damit sagen, bester Cousin?“

„Ohne alle Umschweife zu sprechen glaube ich, daß Therese Sie trotz der vom Vater erhaltenen Befehle noch immer —“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Cousin, und theilen mir eben ein Verbot mit, von dem ich bisher nichts wußte, welches mich aber über das lange Ausbleiben meiner Cousine aufklärt. Und nun behaupten Sie gar noch, Therese habe mich trotz dieses Verbotes besucht.“

„Ja,“ polterte der Hauptmann von Warboda, „um einen Liebhaber, einen demokratischen Künstler — Sie sehen ja viel dergleichen Gesindel in Ihrem Salon, hier zu finden.“

„Wer hat Ihnen dies Alles berichtet?“ fragte die Gräfin anscheinend tief empört, innerlich erschrocken und verwundert, wie das so sorgfältig bewahrte Geheimniß habe auskommen können.

„O, ich habe meinen Aufspäher für gewisse demokratische Maulhelden, und wenn Herr Dskar Ewald, Sie sehen schon, ich kann den Namen nennen, öfters hierher kommt, so erscheint bald darauf ein Fiaker, in dem eine tief verschleierte Dame sitzt, welche von Ihrer Kammerfrau „Comtesse Therese“ angeteget wird, und in den besagten Berufsstunden ist meine ungerathne Schwester stets allein ausgegangen; — dies Alles zusammengestellt, sollte hinreichen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen.“

„Sie haben mir in einem Athem Geständnisse gemacht, welche mich frappiren. Ich höre, daß Sie Spione besolden, ich weiß nicht zu was, es kann mir auch gleich sein, ich höre mit Verwunderung, daß es nach Ihrer Ansicht nur eine Comtesse Therese giebt, und das ist Ihre Schwester, die ich auf Ehrenwort seit dem März nicht gesehen habe. Ich bitte Sie, ihre Forschungen erst weiter zu treiben, ehe Sie mich in einen so fränkenden und unwürdigen Verdacht ziehen.“

„Verzeihung, geehrte Cousine,“ sagte Hauptmann von Warboda verwirrt, „ich ließ mich allerdings von meinem Verdachte hinreißen und bin auch jetzt nicht vollständig geheilt. Bedenken Sie

selbst, daß der Gedanke an ein Liebesverhältniß Therese mit einem bürgerlichen Künstler entseßlich ist!“

„Ich finde ihn weniger entseßlich“ gab ruhig die Gräfin zur Antwort.

„Ja das kommt davon, daß Sie nur mit solchem Volke Umgang haben. Ich bitte Sie freundschaftlichst, schließen Sie Ihren Salon, vergeben Sie sich die Achtung ihres alten und schönen Namens nicht länger.“

„In unserer Zeit, dies ist meine unmaßgebliche Ansicht, muß die Aristokratie, wenn sie sich überhaupt erhalten will, die bürgerlichen Talente, die es würdig sind, an sich ziehen?“

„Wir kommen auf ein Thema, wo wir uns nicht einigen können,“ sagte der ärgerlich gewordene Hauptmann und erhob sich von dem Stuhle.

„Ich empfehle mich Ihnen, Cousine, Sie werden von uns hören.“

Während die Gräfin den Hauptmann vor die Thür begleitete, kehrte Dskar roth vor Zorn und Aufregung in das Budoir zurück.

„Ach,“ rief er der Gräfin bei ihrem Wiedererscheinen zu: „das gefällt mir von diesem Burschen, diese elende Spionerie, ist sie auch adlich?“

„Sie sind zu erregt. Ewald, mir kostete es Mühe, meine Fassung dem Herrn Inquisitor gegenüber zu behalten. Ich will nur um Alles in der Welt wünschen, daß Therese sich dieselbe bewahrt. Um jedoch auf den Gegenstand unseres vorherigen Gesprächs zurückzukommen, so verlasse ich mich ganz auf Sie, daß ich Herrn Andreas Schneider hierher bekomme. Und Ihren Freund, Herrn Gustav Saßberg, vergessen Sie ja nicht. Es wäre ewig Schade!“

„Nein, nein, Gräfin, verlassen Sie sich darauf, Sie sollen Beide herbei. Ich begreife, aufrichtig gesagt, zwar nicht, was Ihnen soviel d'can liegen kann, aber ich halte mein Versprechen. Wäre ich nur erst über die Geschichte mit Therese's Bruder beruhigt.“

„Gehen Sie, lieber Ewald, und ängstigen Sie sich ja nicht. Geschieht irgend etwas, so wird Therese Mittel und Wege finden, uns davon zu benachrichtigen. Das Sorgen hilft zu nichts.“

Dskar griff nach seinem Portefeuille und ging mit dem Versprechen, die Herren Andreas Schneider und Gustav Saßberg schon morgen Abend in den Salon der Gräfin Platten einzuführen.

## 5.

Einige Stunden später empfing die Gräfin Plattner folgendes Billet: „Frau Gräfin! Meine wahrscheinlichen Vermuthungen haben sich bestätigt; Therese hat gestanden, mit dem Künstler Dekar Ewald ein Liebesverhältniß zu haben, in dem Sie die Rolle einer — — Vermittlerin übernommen hatten. Obgleich Sie, seit die Demokratie bei Ihnen Eingang fand, sich nicht mehr für adlich halten konnten, hätte ich Ihnen nicht zugetraut, daß Sie im Stande wären, mit solcher Kühnheit mir gegenüberzutreten! Mit aller Ihnen gebührenden Achtung  
Wien den 31. Juli. Joseph von Warboda.“

Der Diener, welcher diesen Unglücksbrief überbrachte, hatte noch ein kleines Billet mit den einfachen Worten: „Adieu, Tante! Grüßen Sie Dekar!“ der Kammerfrau zugesteckt.

## 6.

Herr Andreas Schneider, der Redakteur des Volksboten, saß in seinem Zimmer mit ernster nachdenkender Miene, denn eben hatte er eine Einladungskarte in den Salon der Gräfin Plattner für heute Abend erhalten und sann über dies wichtige Ereigniß nach.

Das Zimmer des Herrn Andreas war eine Dachstube, mit groben grauen Tapeten bekleidet, deren einziges Fenster eine unbegrenzte Aussicht über die Dächer und Schornsteine der nächsten Stadttheile gestattete. Die innere Einrichtung desselben ließ zunächst ein ungemachtes Lager, halb Sopha, halb Bett, erkennen, zwischen diesem und dem Fenster stand eine Art Küchenbrett, bedeckt mit Speiseresten, Büchern, einigen Zeitungen, Pfeifen, und Cigarren, die, mit Salz und Butter bedeckt, der darunter hervorsehenden Wurst wahrscheinlich einen größern Wohlgeschmack verleihen sollte. Die andre Seite des Zimmers zeigte einen Tisch und einen Haken, an dem man zweifelhafte Kleidungsstücke in geringer Anzahl hängen sah. Ein Stahlstich, die Erstürmung der Bastille und zwei erbärmliche Holzschnitte, Ferdinand Raimund — und Marat darstellend, waren die artistischen Verzierungen der Wände.

Herr Andreas Schneider hatte sich einen

Schemel vor den erwähnten Tisch gerückt und stützte die Arme auf die Kanten desselben. Sein Anzug war wirklich grotesk zu nennen; eine ausgefaserte rothe Wollenmütze auf dem krausen Haar, einen Schlafrock, der von Fett und Schmutz starrte und mindestens eben so viel Löcher hatte als ganze Stellen und ein Paar Schuhe, die sich über jugendliches Alter und Schönheit nicht beklagen konnten, zierten die Gestalt des demokratischen Redakteurs, der, ungeduldig geworden, diese Schuhe von seinen schmutzigen Füßen weg an die Wand schleuderte und zornig brummte.

„Und warum sollte er mir's nicht geben. Ho! ho! er muß, wenn ich ihm drohe, die Redaktion nicht fortzuführen. Ich finde ja alle Tage ein neues Unterkommen und kann's darum recht gut wagen. Ich bin nicht der Mann, der sich von einem Buchhändler einschüchtern läßt.“

Als Herr Andreas dies gesprochen, sprang er gravitatisch auf, und fuhr in die erwähnten Kleidungsstücke, welche an der Wand hingen. Dann strich er rasch einmal mit der Hand durch die Haare und verließ seine Wohnung. Im Hofe trat er an den Brunnen, tauchte Hände und Gesicht in das Wasser, trocknete sie an den Rockflügeln und begab sich so auf den Weg zum Redaktionsbureau des „österreichischen Volksboten.“ Gustav Sasberg war schon anwesend und empfing seinen Redakteur mit einem ärgerlichen „guten Morgen!“

Dies verdroß Herrn Andreas Schneider, er erwiderte daher den Gruß nicht, und ging in das Redaktionslokal, um zu arbeiten.

So verfloßen einige Stunden, während denen Gustav Sasberg seinen Redakteur forschend und ärgerlich betrachtete. Plötzlich stand dieser auf und sagte: „Herr Verleger, ich muß Sie bitten, mit einem Monatsgehalt voraus zu zahlen —“

„Wie? Sie haben ja schon bis zum Ende August Ihr Honorar erhalten. Sie wollen den ersten schon für den September. Das geht doch unmöglich an.“

„Ich muß es aber haben;“ erklärte Andreas trozig, „ich bin zur Gräfin Plattner geladen und will meine Equipage verbessern.“

„So — wollen Sie das?“ fragte Sasberg erfreut, „Herr Schneider, Sie haben durch Ihre Redaktionsführung mein Blatt so ziemlich in die

Höhe gebracht und um mich dankbar zu beweisen, bewillige ich Ihnen einen Monatsgehalt als Gratification."

Herr Andreas stammelte einige Danksagungen und empfing verklärten Antlitzes die Guldenscheine, mit denen er sich eilig entfernte. Kurz darauf trat Oskar mit einem flüchtigen „guten Tag, Gustav," in das Gemach.

„Wied Dein Herr Redakteur bei der Gräfin erscheinen?"

„Er ist soeben fort, um seine Equipage zu verbessern, wie er sich ausdrückt. Er fühlt es doch wohl, daß er gar zu lumpig geht."

„Köstliches Original, dieser Schneider," räusperte sich Oskar.

„So? Ich dachte, Du hieltest ihn für einen unverschämten ekeln Cyniker wie ich" sagte Gustav.

„Seit wann bist Du zu dieser Ueberzeugung gelangt?"

„Seit dem ersten Tage, wo ich Andreas Schneider kennen lernte. Ich kann nichts dafür, daß ich mit dem Menschen umgehen muß, er schafft meinem Blatte Abonnenten in Menge."

„Immer ein Buchhändler" murmelte Oskar in sich hinein. Sasberg vernahm es gar wohl und sagte: „wie Du immer ein Künstler. Jedem das Seine!"

„Ich will mich nicht auf unfruchtbare Streitereien einlassen, komm nur heute Abend pünktlich." — —

Herr Andreas Schneider hatte freudig sein Redaktionsbureau verlassen und war in eine kleine Schenke getreten. Das „Neue Oestreich" hatte früher den etwas anspruchslos klingenden Titel: „Der Bock" geführt, war aber unter den dahinstürzenden Trümmern des Metternichschen Regiments in die Höhe gestiegen und sah statt Bier vertilgender Handschuhmacher revolutionäre Sansculotten, die Blüte des Wiener Communismus, in seinen ruhigen Räumen.

Gleich beim Eintritt wurde Schneider mit großem Jubel aus einem Duzend weinsatter Kehlen begrüßt. Er hatte nicht sobald die Gesichter des Tisches, von welchem der Ruf erklang, gemustert, als er auf denselben zutrat und fröhlich sagte: „Seid's hier? Na's ist mir lieb!"

„Wenn Dir's lieb ist," fiel ein junges Bürsch-

chen, der Vorsteher eines Arbeiterclubbs ein, „wenn Dir's lieb ist, so bin ich gleich dabei, auf Deine Kosten eins zu trinken. Und die andern guten Genossen denken gerade wie ich."

Schneider kratzte sich ungeschlüssig im Kopfe, der Sprecher, der ein geübtes Auge für derartige Symptome besaß, fuhr höhnisch fort: „Aha, Schneider, 'sfehlt wieder einmal an Geld. Du bist doch für einen Wiener Volkstribunen gar zu arm, das göttliche große reiche Volk solltest Du würdiger vertreten."

Einige dem göttlichen Volke angehörende Stimmen riefen dem Begeisterten Beifall zu, Herr Andreas Schneider aber fuhr auf: „wer sagt, daß ich kein Geld habe. Dahier." Und er warf einige Guldenscheine auf die Tafel, die mit gierigen Blicken betrachtet wurden. „Ich hab mein Geld, aber ich brauch's zu was bessern, als mich mit Euch zu betrinken. Ich bin bei der demokratischen Gräfin eingeladen" —

„Du — Du! — heute bei der Plattner?" — ließ sich erstaunt ein brodloser Arbeiter vernehmen, der noch eine schwache Erinnerung davon zu haben schien, daß Gräfin Plattner ihn wegen allzugroßer Untreinlichkeit aus dem Dienste gejagt hatte. „So sauber wie der Andreas bin ich auch," dachte er nun.

„Ja, Ihr wundert Euch, Ihr guten Leute, was ich schon für einen bedeutenden Einfluß besitze. Man fängt mich an zu schmeicheln, um mich zu kieren."

„Wie kommen aber vom eigentlichen Gegenstande des Gesprächs ab. Warum kannst Du nichts zum Besten geben? Zu was brauchst Du Geld?" sprach der Vorsteher des Arbeitsclubbs.

„Oh! ich muß mich nobel machen. Sachen kaufen, daß ich in der feinen Theegesellschaft eine Rolle spiele."

„Eine Rolle spielst Du dann, wenn Du hingehst und aussiehst, wie Du bist. Ein Volkstribun muß das Volk in Volkskleidung präsentiren. Diese Literaten, die sich Demokraten nennen, dabei aber geschneigelt und gebügelt gehen wie ein" —

„Daß Dich der Buß" — unterbrach Andreas. „Ich werde mich nun nicht nobel machen und laß mal ein Fäßchen anfahren." Schnell ward das Begehren des gereizten Andreas erfüllt und stolz

blickte er auf die Huldigungen, die ihm zu Theil wurden.

„Unser Andreas muß Präsident der österreichischen Arbeiterrepublik werden. Er lebe hoch!“ schrie das Bürschchen, dessen Gaunergenie die edle Gesellschaft den Wein verdankte.

„Hoch!“ brüllten die Vertreter des souveränen Volkes dem Tribunen zu, der sich lächelnd neigte, ein Glas Wein hinunterstürzte und dann mit dem schmierigen Rockärmel über den Bart fuhr.

„Willst Du schon gehen, Andreas?“ sagte ein anderer, der seit zwei Stunden keinen Blick vom Weinglase in die Höhe gethan. Dies war der berühmte Doctor Aronheim, einer der untergeordneten Mitarbeiter bei Leopold Häfners „Constitution“ und ein beliebter Redner in den Volksversammlungen des Odeon.

„Ja, Aronheim, ich hab' noch für Manuscript zur nächsten Nummer zu sorgen.“

„Ei, Dein Verleger wird nicht davon sterben, wenn Du auch einmal kein Manuscript schaffest. Häfner ist auch schon manchmal auf mich böse gewesen, ich hab' ihn ausgelacht.“

„Aber“ fiel der Vorsteher des Arbeiterclubbs ein, der Volksbote darf nicht ausbleiben. Beinahe nur in ihm findet die communistische Partei ihre Rechnung, selbst der „Wiener Arbeiter“ ist uns nicht roth genug. Wir wollen Blut!“

Die Herren begannen allmählig so weit mit der Farbe und Gesinnung herauszugehen, daß rouge ihre Lösung wurde. Aber selbst in den Momenten der höchsten Begeisterung verhehlten sie sich einander, daß ein jeder sein Schäfchen ins Trockne bringen wollte und nur ein heruntergekommener Kaufmann erlaubte sich zu sagen: „Alles ganz schön, meine Herrschaften, aber wenn ich noch meinem Kram hätte, wäre ich nicht für die Gleichheit. So mag's drum sein.“

Die ungeschminkte Wahrheit verhallte in dem tosenden Gläserstürme, der bei Andreas Schneiders Abzug losbrach. Doctor Aronheim brachte einen letzten Toast aus und der Redakteur des Volksboten hielt auf der Thürschwelle stehend eine höchst patriotische Anrede. Draußen überzählte er sein Geld und fand, daß er von der erhaltenen Gratification noch einiges übrig behalten hatte, was

hinreichte, einen neuen Hut mit schöner rother Feder zu kaufen.

So ausgerüstet begab er sich in das Bureau und von da nach dem Hause der Gräfin Plattner.

(Fortsetzung folgt.)

## R ü c k b l i c k e.

### 1.

Im Interesse großartiger literarischer Unternehmungen hatte ich während der Jahre 1817, 1818, 1819 von Paris aus ausgedehnte Reisen in Deutschland zu machen, und will nun versuchen, die, beim Begegnen mit hervorragenden berühmten Persönlichkeiten empfangenen Eindrücke, hier wiederzugeben.

Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, lebte damals, von den Bourbons aus Frankreich verwiesen, in strenger Zurückgezogenheit in Düsseldorf, doch wurde ich sofort von ihm empfangen. Im vollen Glanz seiner frühern Stellung zur Seite des Kaisers hatte ich ihn mehrmals gesehen, erkannte ihn jetzt aber nicht wieder in der einfachsten bürgerlichen Kleidung, im schlichten, nur eben anständig meublirten Zimmer. Ebenso waren seine Manieren von aller Grandezza entfernt und dürfte ich sie mit denen eines behäbigen, freundlichen Geschäftsmannes vergleichen.

Fast eine Stunde saß ich ihm zur Seite und es drehte sich unsere Unterhaltung zunächst um die augenblicklichen politischen Verhältnisse Frankreichs, die, so wie das Verfahren der Bourbons den Napoleonisten und Liberalen gegenüber (ich erinnere an die damalige Permanenz der Kriegsgerichte und der Prävetalgerichtshöfe) er bitter beklagte. Für sich hegte er die Hoffnung einer nicht zu entfernten Rückkehr nach dem schönen Frankreich und wünschte er sie um so viel mehr, als er schmerzlich seine Bibliothek und seine Gemäldegallerie vermissen, die Beide nach seinem Erbe kommen zu lassen, er sich nicht entschließen könne.

Mit den sich in Paris seit der Restauration wahrhaft jagenden literarischen Erscheinungen war er vollkommen vertraut und er ging mit mir auf

eine nähere Besprechung mehrerer der bedeutendsten Werke ein, wie: *Les Fastes universelles*, — *Biographie moderne* — *Victoires et conquêtes des armées françaises* — *Dictionnaire des sciences naturelles* — *Biographie universelles*, etc., deren Anschaffung er für seine Bibliothek beorderte.

Ich hatte kurz vorher in Paris die persönliche Bekanntschaft des jungen Grafen Las Cases nach dessen Rückkehr mit seinem Vater von St. Helena gemacht und schien der Marschall mit Vergnügen meine desfallsigen Mittheilungen zu empfangen; auffallend war mir dabei, daß er selbst wenig des verbannten Kaisers erwähnte, überhaupt vermied, von seiner großen Vergangenheit zu sprechen!

Wenige Tage nach dieser mit höchst interessanten Unterredung wurde ich in Münster von dem damaligen Gouverneur der Provinz Westphalen, General v. Thielemann, der 1815 als General-Lieutenant in Königl. Sächsischen Diensten zu den Allirten übergegangen war, empfangen. Ich fand einen completen Hofmann, die feinsten Manieren und die zuvorkommendste Artigkeit, welche letztere überhaupt der höhern Aristokratie eigen ist. Im Laufe des Gesprächs verrieth er genaue Bekanntschaft mit der sogenannten guten Literatur und lebhaft interessirte er sich für die eben in Frankreich austauschenden verschiedenen Memoiren, von denen er hoffte, daß sie manche Zweifel lösen, manche berühmte Persönlichkeit in das rechte Licht bringen würden, welche Aeußerung mir als absichtlich erschien gegen meine Bemerkung, daß auch ich die Ehre hätte ein Sachse zu sein."

Der General erschien mir als ein durchaus lebenswürdiger Mann, wonach sich auch die große Liebe, welche ihm von seinem frühern Herrn, dem König von Sachsen bewiesen, so wie die vielfachen Auszeichnungen, womit er von Napoleon beehrt worden ist, erklären.

An meine obigen beiden Besuche reihte sich ziemlich unmittelbar eine Audienz, die ich bei dem Kurfürsten von Hessen-Cassel, Großvater des gegenwärtigen Regenten, auf Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel hatte. Durch den Rath Koch war ich dem Kurfürsten im Schloß Bellevue in der Stadt angemeldet, er verfügte aber meinen Empfang zum andern Tag nach oben erstgenannter Residenz, wohin mich ein Hofwagen abholte. Ich wurde in

den Bibliotheksaal geführt und hatte nur einige Minuten zu warten, als im Hintergrund des Saals zwei Flügelthüren sich öffneten und ein Mann mittler Größe, genau in der bekannten Uniform Friedrichs des Großen gekleidet, den Degen an der Seite, raschen Schritts auf mich zutrat: es war der Kurfürst. Aus meiner schuldbigen tiefen Verbeugung mich aufrichtend, faßte ich nun erst den dicht vor mir stehenden Fürsten ins Auge und mußte meine ganze Besonnenheit zusammen nehmen, um nicht in Schreck zurückzutaumeln; von der linken Seite des Halses hing eine unförmliche braunrothe Fleischgeschwulst über den Uniformkragen bis zur Tiefe der Brust hinunter, welcher Anblick einer der widerlichsten war, welcher mir in meinem Leben vorgekommen. Der Kurfürst war mildreich genug, meine gewiß nur zu sichtliche Verlegenheit zu ignoriren und begann in elegantem Französisch die Unterredung mit der Frage, ob ich zum erstenmale in Cassel sei, mich schon umgesehen habe und wie mir die Stadt gefalle. Die Klugheit gebot mir gegen den ersten Theil der Frage unwahr zu sein, denn allerdings kannte ich die Stadt genau aus meinem mehrjährigen Aufenthalt daselbst in Königl. westphälischen Staatsdiensten; ich negirte dann früher schon seine berühmte Residenz besucht zu haben, schilderte ihm aber mein freudiges Erstaunen über all die Schönheiten, womit sie, so wie Wilhelmshöhe, von Natur und Kunst ausgeschmückt sind. Ich sprach mit aufrichtigem Enthusiasmus, was ihn zu erfreuen schien und ihn nun sehr redselig stimmte. So bemerkte er mir, daß die verfluchten Franzosen während der Usurpation in diesem Bibliotheksaal Komödie gespielt und alle Bücher wie Kraut und Rüben untereinander auf einen Boden geworfen hätten, so daß eine Menge Defecte entstanden wären, die um jeden Preis ergänzt werden müßten. Ich dachte wohl, wagte aber nicht zu bemerken, daß der berühmte Grimm, damaliger Bibliothekar des Königs von Westphalen, die Bibliothek doch gewiß in seinen Schutz genommen hat und die Unordnung nicht so groß gewesen ist, wie der Kurfürst sie mir schilderte.

Unsere weitere Unterredung in deutscher Sprache, da ich mich dem Fürsten als Deutscher girirt hatte, drehte sich um die Literatur im Auge-

meinen und mußte ich ihn) durchaus als Hochgebildeten, in der Conversation so angenehmen Mann erkennen, daß die oben erwähnte körperliche Difformität meinen Augen immer mehr entwich und ich mich heute noch eben so wie damals jener Audienz freue.

War es mir interessant, in persönlichen Verkehr mit obigen drei Männern, deren äußere Stellung in der Geschichte jener großen Zeit eine höchst bedeutende ist, gekommen zu sein, so fühlte ich mich aufs Freudigste bewegt, bald danach zwei andere große berühmte und in ihrem Wirkungskreis gewiß unendlich segenreicher als jene dastehende Männer kennen zu lernen, nämlich Hofrath Blumenbach in Göttingen und Professor Kurt Sprengel in Halle. Beide beehrten mich mit der liebenswürdigsten Aufnahme und mit einer Gastfreundschaft, wie man sie oft nur im engern Verwandtenkreis erfährt, und doch waren sie in ihrer Art und Weise sehr von einander verschieden. Blumenbach ganz Weltmann, seiner Stellung und seines Reichthums sich wohl bewußt, Sprengel hingegen gemüthlich, still und in patriarchalischer Zurückgezogenheit in seiner bescheidenen Gartenwohnung lebend; zu einem wie dem andern mußte man sich aber gleich hingezogen fühlen.

Diesen Männern gegenüber hatte ich wenig zu reden, sondern nur anzuhören und es wäre anmaßend von mir, wollte ich von zwischen ihnen und mir stattgefundenener eigentlicher Unterredung Mittheilung machen. Beide gaben selbst sich die Mühe, mir die ihnen untergeordneten reichen Sammlungen zu zeigen und zu erklären, was ich als große Bevorzugung anschlage.

Eine besondere Eigenthümlichkeit Blumenbachs, die er selbst mir verrieth, muß ich aber erwähnen, nämlich sein lebhaftes Interesse für allerdings höchst selten vorkommende dreifarbige Kagen, (Kater) und gebe ich hier nachstehend getreue Copie eines betreffenden noch ungedruckten Briefs Blumenbachs an einem bekannten Diplomaten.

Göttingen, den 1. März 1819.

Vergelte es Ihnen der Himmel, verehrtester Gönner, daß Sie sich meiner Studier

und resp. Wünsche allwieder so gütig erinnern haben.

Einen, dem Signalement in Ihrem lieben Brief genau entsprechenden stattlichen Kater haben wir auch hier; aber was die Dilettanti so lange vergebens suchen, das ist ein Kater von drei verschiedenen und NB. in großen Flecken vertheilten Farben von der Art und Weise, wie die schönen weiblichen Tortoise-Bell-Cats. Zwei große Kagenliebhaber, der Vater des neulich verstorbenen alten Königs von Spanien und der Feldmarschall Würmser haben Prämien für einen solchen ausgelobt, umsonst! Indes meinen warmen erkenntlichen Dank für Ihre geneigte Attention.

Mein theurer Freund und Colleague Bunsen wird Ihnen auf Ostern zeigen, wie herzlich er sich erholt hat.

Mit Herz und Mund Ew. Hochwohlgebornen  
treuestgehoramster  
Blumenbach.

Es ist mir eine Satisfaction, diesen beiden Herren der gelehrten Welt hier eine Erinnerung der Dankbarkeit zu widmen und zugleich aufs neue die Aufmerksamkeit der jüngern Welt auf sie und ihre großen Verdienste zu lenken.

## 2.

Der entthronte König von Schweden „Gustav Adolph“ kam mit ziemlichem Gefolge unter dem Namen eines Herzogs von Gottorp zur Zeit der Regierung des Königs Hieronymus von Westphalen nach Cassel, um dort für längere Zeit seinen Wohnsitz zu nehmen. In meiner damaligen amtlichen Stellung mußte ich mit ihm conferiren und war glücklich genug, meine Mission auf eine Weise auszuführen, die mir die Versicherung seines Wohlwollens gewann. Eine lange Reihe von Jahren später begegneten wir uns in Leipzig wieder, wo der unglückliche Monarch unter abermals verändertem Namen und Charakter, „jetzt Obrist Gustafsson,“ ohnlängst angekommen war, und in dem damaligen Gasthaus „zur goldnen Säge“ (gegenwärtig das neue schöne Haus „zum Rheinischen Hof“) ein kleines, nur das nothwendigste Meublement enthaltende Zimmer der zweiten Etage bewohnte. Da ich mich schon früher zu dem interessanteren Mann hingezogen fühlte,

stellte ich mich ihm vor, wurde wiedererkannt, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit aufgenommen, und von jenem Tage an haben wir uns während der Jahre seines Hierseins fast täglich gesprochen, entweder daß ich bei ihm war, oder daß er, was jedoch seltener geschah, mich mit seinem Besuch in meiner bescheidenen Wohnung beehrte.

Ich darf rühmen, mir das Vertrauen des Obristen in einem hohen Grade erworben zu haben, wie vielleicht weder vorher noch später es irgend Jemand besessen hat, obgleich er von Natur ziemlich misstrauisch war und seine Lebensschicksale ihm wohl nicht mehr Zuneigung zu den Menschen einflößen konnten. So machte er mich denn zunächst mit dem Inhalt seines Schreib-Portefeuille's vollständig bekannt und nach seinem Wunsch durchlasen wir gemeinschaftlich alle sich ihm seit seiner Katastrophe gebildeten Notizen, Erinnerungen etc., (sämmtlich in französischer Sprache, die er vorzugsweise liebte aber unorthographisch schrieb), sichteteten Unbedeutendes oder dem großen Publikum nicht Gebührendes und so entstanden die Manuscripte zu den in Leipzig erschienenen Piéces:

Mémorial du Colonel Gustafsson gr. 8. 1829.  
Dasselbe, deutsch von Fr. Gleich. gr. 8. 1829.  
Mémorial du Colonel Gustafsson. Deuxième édition, ornée du facsimile de la déclaration de l'ex-roi au congrès de Vienne. 12. 1829.  
und Extrait du Portefeuille d'un illustre personnage du 19. siècle. Deux contes publiés d'après les manuscrits autographes du Colonel Gustafsson, 12. 1829.

Nächster Zweck des ersten Buches „Mémorial etc.“ war die Berichtigung von, in Schrift und Wort weit verbreiteten Irrthümern über Denk- und Handlungsweise, Regierungsmaximen und Entthronung des Königs; namentlich war der Obrist auf's Lebhafteste pikirt, diese irrigen Ansichten von den verschiedenen Fürsten getheilt zu wissen und mußte ich deshalb zwölf sogenannte Prachtexemplare an Regenten ersten Ranges senden. Er fand darin eine Satisfaction, die ihn sichtlich heiter stimmte, um so mehr, als mit von mehreren Fürsten höchst verbindliche Dankfagungsschreiben, in denen die Tendenz des Buches erkannt war, zukamen.

Der Obrist sprach gut und geläufig französisch,

aber wie schon oben bemerkt, ließ er sich beim Schreiben häufig Verflöße gegen die Orthographie zu Schulden kommen, was er aber auch wußte, weshalb denn meine Revidirung der Manuscripte gern genehmigte. Er ließ aber eine Revision der Druckbogen und widmete dieser Arbeit die größte Aufmerksamkeit.

Ich lasse nun einige Erinnerungen aus unsern Gesprächen folgen und je auffallender man mehreres zu der frühern Handlungsweise des Obristen finden wird, um so mehr bin ich zu der feierlichen Erklärung, nur der lautersten Wahrheit beim Niederschreiben dieses zu huldigen, verpflichtet.

Von seiner wahrhaft lebenswürdigen Vertraulichkeit zu mir hingerissen wagte ich die Bemerkung, daß mit die Momente unseres Zusammenseins um so werthvoller waren, als ich ihn, den damals jungen König, an der Seite einer lebenswürdigen Gemahlin zum Besuch in Leipzig noch deutlich vor Augen gesehen und damals nicht geahndet hätte, desselben Mannes Wohlwollen und Umgang zu genießen.

„Ja,“ war seine Antwort, unwillkürlich und sogar gern erinnere ich mich jener Zeit, blicke freudig auf meine Vergangenheit zurück; es ist ja die Erinnerung mein einziger Trost! Ihnen, und dabei faßte er meine Hände, „Ihnen gestehe ich, daß meine äußere ruhige Haltung eine verkünsteelte ist, die ich nur mit der größten Anstrengung behaupte! Glauben Sie mir, über einen verlorenen Thron kann man sich nie zufrieden geben: es ist zu schön, König zu sein!“ Während dieses mit unerwarteten und mich in die höchste Bestürzung versetzenden Geständnisses vergoß er häufige Thränen und nur allmählig vermochte er sich dem Schmerz zu entreißen, sich wieder mit der für ihn so unseligen Gegenwart vertraut zu machen.

Am überraschendsten war mir seine veränderte Ansicht über Napoleon, in dem er früher nur das in der Offenbarung Johannis prophezeite Ungeheuer erkannte und nie bei seinem Namen, sondern nur „das Thier“ genannt und welchem er den Krieg auf Tod und Leben erklärt hatte. Unzählige Mal bekannte er sich mit zu einem, jenem Manne gegenüber verübten großen Unrecht, welches er ihm nach seiner Versicherung auch später in einem directen vertraulichen Schreiben ausgedrückt, haben wollte;

ebenso gesteht er sich oftmals, namentlich in Frankfurt nach der Schlacht bei Hanau bemüht zu haben, den Kaiser zu sprechen, um ihm seine gewonnene andere Ueberzeugung zu gestehen. Kurz er war vom Haß zu einer Verehrung übergegangen, wie sie wohl nur von den treuesten Anhängern Napoleons geübt worden ist. — Les extrêmes se touchent hat Gustav IV. Adolph vielmals bestätigt, so auch in der, sich treu gebliebenen Selbstzufriedenheit mit seinem ungalanten Verfahren als Brautwerber am russischen Hof in St. Petersburg; es spricht sich das deutlich aus in seiner, dem *Extrait du portefeuille etc.* angereichten Erzählung: *Souvenirs d'un prince exilé de la Chine.*

Seine, wie man sagt, vernachlässigte wissenschaftliche Erziehung ließ ihn zum Paradoxen hinreißen, das ich vergeblich mich bemüht habe zu bekämpfen; so war er, trotz aller gemachten Erfahrungen noch nicht frei von dem Glauben an die Prophezeihungen, welche befangene Gemüther in der Offenbarung Johannis finden und weiter behauptete er allen Ernstes, daß die ziemlich häufige schlechte regnerische Sommerwitterung von den über Europa verbreiteten Dampfmaschinen herrühre.

Mit wahrhaft bewundernswerther Selbstverläugnung ließ er seinem Nachfolger auf dem Schwedischen Thron, Marschall Bernadotte, so wie dessen Familie, Gerechtigkeit widerfahren; er sprach die Ueberzeugung aus, daß diese neue Dynastie das Glück der Schweden wolle und war er denn um so weniger günstig auf seinen Sohn, den österreichischen Feldmarschall Prinz Wassa zu sprechen, der, wie er gar wohl wisse, trotz seiner des Vaters Abdicationsacte Ansprüche hege, die zum Wohle Schwedens und Norwegens sich ja nicht realisiren möchten. Letztere Aeußerung schien mir übrigens mehr auf eine persönliche Abneigung als auf moralischer Ueberzeugung zu beruhen.

Seine äußere Haltung war die eines stolzen Mannes, was auffallenderweise durch fast ärmliche Kleidung mehr noch hervorgehoben als verdeckt wurde. In Cassel kleidete er sich ganz in Grau, Frack, Weste und Beinkleider waren von dieser Farbe. Fast erschien er dort geckenhaft durch eine künstlich gebildete Wespentaille, welche Coquetterie der jungen Männer und namentlich des Militärs damals noch nicht bekannt war, ihm dennoch genug Spötter brachte; überhaupt war er zu jener Zeit noch sehr beweglich und wußte man ihn den verschiedenen Lebensgenüssen auffallend zugänglich. Anders in Leipzig, wo jene ihm zu Gebote gestandenen Capitalien längst aufgezehrt waren und seine Consequenz nicht zuließ, irgend eine Unterstützung von hohen Händen oder aus Schweden anzunehmen, so daß er mit allen seinen Ausgaben auf die Zinsen von 30,000 Rthlr. Privatvermögen angewiesen war.

In meinem Stammbuch bewahre ich von dem meinem Herzen theuren Mann nachfolgende getreucopirte Zeilen:

„La différence entre la nature et l'art consiste dans les règles; ceux de la nature sont au premier abord moins frappantes, mais en soi-même plus grandes: ceux de l'art étant plus circonscrites sont plus remarquables. Les premières se dérivent de la création, les secondes de l'homme qui en fait partie.

Le Colonel Gustafsson.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß eine Anrede, wie Sie oder Majestät, den Obrist in Bonn bringen konnte, daß er sie entschieden unbeantwortet ließ und er einem solchen unglücklichen Höflichen sofort den Rücken zukehrte.

3.

### Ich habe Dich lieb, Du Süße.

Wohl hab' ich gesonnen viel Monden lang,  
Ein Lied für Dich nur zu finden,  
Doch immer zog's durch die Seele mir bang,  
Nicht ließ der Gedanke sich binden.  
Und ich fand nicht das Wort, das an Liebe so reich,

Und ich fand nicht das dem Liede kam gleich:  
„Ich habe Dich lieb, Du Süße.“

Wohl hab' ich erkannt manch liebendes Wort,  
Und im Herzen keimten die Blüten,  
Doch des Zweifels Sturm riß grausam sie fort,  
U' die Hoffnungen, die schönen, verglühten.

Und ich wollt' Dich vergessen, doch ich konnte es nicht,  
Und ich lernte verstehen das Lied, welches spricht:  
„Du bist meine Lust, meine Qual!“

Und weil verschlossen, verborgen so tief  
Im Herzen die Liebe gelegen,  
D'rum ist's, als ob jeder Pulsschlag tief  
Mit leis Deinen Namen entgegen.  
Und im Lied steht's geschrieben, im Morgenroth fern,  
In der duftenden Blume, im Aug' und im Stern:  
„Ich habe Dich lieb und ich grüße  
Dich tausend, tausend Mal!“

F.

### Ständchen.

Komm, Liebchen, komm, ich harre Dein,  
Der Mond scheint silberhell und rein,  
So warm und stille ist die Nacht,  
Denn nur die treue Liebe wacht.

Der Vöglein Lied ist längst verhallt,  
Und nur das meine noch erschallt;  
Komm, Liebchen, komm, an meine Brust,  
Laß schwelgen mich in Liebeslust!

Ludwig Hartb.

### Die Zweifel in banger Träumen.

Die Zweifel in banger Träumen  
Hin durch die Seele ziehn,  
Es werden zu Schemen und Schäumen  
Die Jugendpoesien.

Die Ideale geschwunden,  
Das Glück ein todter Schall,  
Wie soll nun die Seele gesunden  
In dem zerrütteten All?

Adolf Stern.

## Bücherschau.

Ch. Weiers Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Aesthetik. Ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen, denen es mit der ästhetischen Bildung Ernst ist. Vierte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1852.

Mit wahrhaft stolzem Gefühl legen wir das vorgenannte Werk aus der Hand. Wir haben es überwunden, dasselbe zu lesen, vollständig durchzulesen, eine That, wofür uns die Gesellschaft großen Dank schuldet!

Es kann nicht Wunder nehmen, daß in unsern Tagen, wo man das Popsthum zu Ehren und Ansehen zu bringen versucht, Bücher auftauchen, die ihren Platz nur in dem Laden des Antiquars haben sollten. Solchen Produkten gegenüber aber muß die Kritik unnachsichtlich verfahren. Wir haben uns die größte Mäßigung zur Pflicht gemacht, wenn jedoch der Geist pfäffischer Weltanschauung sich erfrecht, in den geheiligten Hain der Poesie und Kunst frevelhaft einzubrechen, die schönsten Rosen zertritt, um einige Gänseblümchen und „artige“ Weilchen zu pflücken, dann ist es heilige Pflicht, das Publikum zu warnen, die Betroffenen zu brandmarken. Man verüble es uns nicht, wenn wir in solchem Falle bitter werden, in der Hitze des Kampfes kostet man das Wort nicht auf der Zunge!

Zu dieser verwerflichen Gattung gehören vor Allem Weiers Briefe an eine Jungfrau. Der gute Mann, welcher diesen dicken Band geschrieben, hält sich für einen Aesthetiker, gerade so kann ich mich, weil ich einem Bettler vier Groschen gegeben, für einen Socialisten halten. Er ist der completeste Philister, den man sich denken kann, darum ist ihm Genialität und Wisz verhaßt, darum tritt er energisch gegen Georges Sand — gegen Voltaire auf! Darum hücht er über Heine, den er als Lyriker nicht unbeachtet lassen kann, ängstlich weg, darum spendet er dem bettelsuppenkochenden Redwig und seiner ganzen Schule überschwängliches Lob, darum widerräth er Bildung und Pflege des Geistes! Uns kommt es vor, als habe er die ästhetischen Briefe nur geschrieben, um dem weiblichen Geschlechte die Lust an geistiger Vervollkommnung zu benehmen. Sein höchst merkwürdiges Urtheil über Charlotte Stieglitz, der Ton in welchem er von dem „sich der Poesie und Musik“ ergeben spricht, würden wir gar nicht berühren, wenn es nicht mit dem ganzen Zwecke des Buches in schroffstem Widerspruche stände. Warum schreibt der gute Mann nicht lieber ein Koch- oder Wirthschaftsbuch, da er für die Häuslichkeit so eingenommen ist. Für Fraueneremplare, die sich in der Deserischen Schule bilden, bedarf's keiner Aesthetik; — wenn sie ja ein Buch zur Hand nehmen wollen — so haben wir Henriette Panke — allenfalls Amalie Schoppe und Frederika Bremer. Das sind denn

diejenigen, welche fragen: „wie mir Ossian gefiele?“ um Göthe anzuführen!

Die Verlagsbandlung hat die schöne Aus-

stattung an ein Werk verschwendet, was auch nicht einen Deut Werth besitzt.

Et.

## Feuilleton.

### Literatur.

**Honni soit qui mal y pense!** Kaum haben wir versucht, unster „Abendzeitung“ ein zeitgemäßes und neues Gewand umzuwerfen, so fühlen sich schon einige Blättchen veranlaßt: uns darüber anzuneiden. Man schreibt „die Abendzeitung“ versucht sich mit Plünderung des Feuilletons der „Jahreszeiten“ und der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wieder in die Gunst des Lesepublikums einzuschmeicheln.“ Begreiflicherweise wird ein Journal nicht auf der Stelle die nöthigen Mitarbeiter gewinnen können, um nur Originalmittheilungen zu bringen, im Uebrigen haben wir (wo die beiden genannten Journale „geplündert“ wurden) die Quelle angegeben, das Entnehmen aus der „Neuen Zeitschrift für Musik“ geschieht im Einverständnis mit der Redaktion derselben, und wir hoffen, daß auch die befreundete Redaktion der „Jahreszeiten“ es nicht übel deuten wird, wenn wir für den Anfang einige ihrer geistvollen Notizen benutzen. Die Ehre bleibt ihr ja!

Schon wieder! Adolf Böttger hat in Amelangs Verlage zu Leipzig abermals eine neue Gedichtsammlung erscheinen lassen, diesmal als Weihnachtsgabe für deutsche Jungfrauen. „Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens, von solchen Sammelwerken spricht mir nicht!“

**Die Gartenlaube.** So heißt ein gemüthliches belletristisches Blatt, dessen Herausgeber der Dorfbarbier Ferdinand Stolle ist. Es erscheint von Neujahr ab in Ernst Reils Verlag. Die Probenummer bringt den Anfang einer sinnigen Erzählung: „ein Mutterherz“ vom Herausgeber. Ebenfalls von Neujahr an erscheint ein neues Blatt: „Dſtera“ betitelt, in Baugen.

**Ernst Raupach's Biographie,** von seiner Gattin verfaßt, ist soeben in der Allgemeinen Deutschen Verlagsanstalt in Berlin erschienen. Ein Briefwechsel mit seinem in Rußland lebenden Bruder und Raupach's Portrait sind dem Werke beigegeben.

Ferdinand Fränkel will seine Volksschauspiele herausgeben, das erste Bändchen ist bereits bei Franz in München erschienen, es enthält die Posse: „der Goldsee,“ die Schauspiele: „der Schwärzer und sein Deandl“ und „A del-

heid, - die Soldatenbraut.“ Es sind eben süddeutsche Volksstücke.

**Die politischen und belletristischen Blätter.** Während die politischen Blätter aller Farben das neue Jahr mit Stoßfeuzern angetreten haben, läßt sich bei den belletristischen Journalen eine frische Rührigkeit nicht ablängnen. Dies, sowie das Entstehen einer Menge neuer Blätter letzter Art, ist der hinlängliche Beweis, daß die Belletristik, welche durch die Jahre 1848 — 50 so sehr in den Hintergrund getreten war, sich wieder der Theilnahme des Publikums erfreut.

### Musik.

**Indra,** romantische Oper von G. zu Putlitz, Musik von F. v. Flotow, ist auf dem k. k. Hofopertheater gegeben worden. Sie hat nicht ganz den Erwartungen entsprechen, die man vom Compositeur hegte.

**C. M. v. Webers Freischütz** wurde zur Feier am Vorabend des Geburtstags des Componisten zum hundert und ersten Male in Mannheim gegeben. Herr Phil. Düringer hatte außerdem eine treffliche Vorfeier veranstaltet.

### Theater.

**Th. Apels Nähkäthchen** hat auch in Prag großen Beifall gefunden.

**Onkel Toms Hütte** ist von einem gewissen Kahleis dramatisirt und auf dem Königsstädter Theater vorbereitet worden. Wir begreifen nicht, wie sich eine Bühnenleitung so platt prostituiert kann, hoffen aber, daß zur Ostermesse des Onkel Toms-Enthusiasmus ein wenig durch die Krebse der Uebersetzungen abgekühlt werde.

**König Ingel,** Drama in 5 Acten von Trautmann, ist in Aachen gegeben worden. Wenn wir nicht irren, ist der behandelte Stoff derselbe, welchen Dehlenschläger seinem „Stakotter“ zu Grunde legte. Ein Ausspruch Ludolf Wienburgs, den man heute füglich wiederholen kann. Das

nächst Widerstreitende gegen Bühnenverbesserung ist ohne Zweifel das Schauspielwesen selbst in seiner verordneten eingeübten Ausübung. Aber dem Schauspieler, der nicht wie der große griechische Redner und nach ihm der deutsche Mime Seydelmann Steine in den Mund nehmen will, um sein Organ für die feineren und schärfern Flexionen der Dichtersprache auszubilden, mag man nach englischer Sitte faule Äpfel ins Gesicht werfen.

### Correspondenz.

#### ⊙ Leipziger Wochenchronik.

Leipzig, 1. Januar 1853.

Die Weihnachtstage brachten uns „die lustigen Weiber von Windsor“ als Oper. Das Libretto desselben war von H. Mosenthal, die Musik von Otto Nicolai. Soviel sich nach dem Erfolg der ersten Aufführung schließen ließ, wird die Oper eine Weile dem Repertoire erhalten bleiben. Dem zweiten Feiertag hatte die Regie dem Weihnachtspublikum eine willkommene Bescherung bereitet — sie hatte des ewigen Angely Posse „Die Hasen in der Hasenheide“ aufgeführt, die unter dem jovialen Gelächter des Paradieses über die Beeren schritt. Der Eifer, mit welchem sämtliche Darsteller dieses elende Nachwerk zur Geltung brachten, spricht allerdings nicht für die echte künstlerische Weise, die sich von solchen Produkten voll Eitel abwendet — Eine Wiederholung des Nächstbesten war gelungen — was wir neulich an Herrn Menzel rügten, bemerkten wir auch diesmal. Frau von Marra entzückt das Leipziger Publikum noch immer.

#### Dresdner Depeschen.

Der Zweck dieser Reise aus Elbflorenz, welche ich jetzt für diese Blätter beginne, ist nicht sowohl, ein vollständiges Jederalb des Dresdner Tageslebens zu entwerfen, als vielmehr einzelne interessante Punkte desselben ein wenig näher zu beleuchten als dies gemeinhin von dem hiesigen Correspondenten zu geschehen pflegte. Ich habe dabei nicht wie Ihr Wiener Correspondent zu befürchten, daß sich lokalpatriotische Blätter zu Segnern der Abendzeitung aufwerfen — weil es keine lokalpatriotischen Blätter giebt als den Anzeiger. Und dieser hat sich nicht durch Niederlegung der Cautionssumme in den Stand gesetzt, für sein geliebtes Dresden eine Lanze zu brechen.

Mögen Sie es meinem „Lokalpatriotismus“ zu gute halten, daß ich offenherzig gestehe: „unser Anzeiger“ ist mir lieber als Ihr „Tageblatt.“ Beide kommen darin überein, daß sie dem Geist Banko

der Industrie und der „allgemeinen Wohlfahrt“ dienen; die fortwährenden Lobhudeleien dagegen, welche die Theaterkritiken im „Tageblatt“ bilden, finden sich im hiesigen Anzeiger eben so wenig als mystische Predigten, Anathemen gegen die Bildung und Rennerische Weihnachtsbilder. Ihr Tageblatt sichts alles Ecnstes für die Wiederherstellung der guten alten Zeit mit den ehrenfesten Knöpfen und zinnernen Kaffeekannen, mit den „häuslichen“ Frauen, die nicht lesen aber gut spinnen konnten. Wir Vertreter der Kunst und Literatur können uns damit freilich nicht einverstanden erklären, daher der Kampf zwischen der modernen Belletristik und den gemeinnützigen Lokalblättern. Denn darin kommen diese Lokalblätter überein, dieser Krebschaden der Literatur (verstehet sich die raisonnirenden) alle überein: sie dienen dem Popsithum, gleichviel ob sie conservativ oder demokratisch sind. Die demokratischen schaffen die Maschinen und die conservativen die Budung ad! —

Ich habe mich auf ein Gebiet verirrt, welches der Abendzeitung fern liegt. Sei demnach zunächst die Rede von der belletristischen Tagesliteratur in Dresden. Seit Ihr Journal nach Leipzig übergesiedelt, existirt ein eigentlich belletristisches Blatt hier nicht mehr. Mehrere kleine Monatschriften erscheinen in hiesigem Verlag bei H. H. Borna und Comp: „Der Telegraph“, der eine Auflage von beinahe 5000 zählt und ein Organ für populäre Novellistik sein soll. Außer den geistlosen Humoresken Drobisch's, der auch hier sein überall und nirgendos bethätigt, fanden wir bessere Beiträge von dem talentvollen Lyriker Eduard Kauffert und von Adolf Stern. Das Ganze erscheint uns zu fabrikmäßig, die genannten bessern Kräfte müssen unter der Anzahl mittelmäßiger Mitarbeiter verschwinden. Wie wir hören, soll künftighin die Auswahl der Beiträge ein wenig vorsichtiger geschehen, die geschmacklosen Holzschnitte (alte Abklatsche aus dem Charivari) werden wegfallen — wir wünschen dem Unternehmen einen kräftigen Aufschwung, weil es zeitgemäß ist, die neuerwachende Belletristik auch den unteren Ständen interessant zu machen. Die „Geschichten vom rothen Hans“ und die Rittergeschichten thu's freilich nicht! Einige dem Telegraphen in ihrem Zuschnitt ähnliche Blätter: „Die Glocke“, „Der Volksfreund“ haben aufgehört, nur „der Bote des Friedens“ fristet sich mühselig fort.

Am beachtenswertheften in belletristischer Hinsicht ist und bleibt das von Julius Hammer geleitete Feuilleton der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung.“ Wenn auch die Novelle wenig Vertretung in demselben findet, so bringt es doch geistvolle und dabei gemäßigte Theaterkritiken

Julius Hammers, hier und da Recensionen und eine Anzahl guter Feuilletonnotizen. Die „Sächsische Dorfzeitung“ bringt Novellen, die sich endlos ausdehnen, da sie ihnen nur einen kleinen Platz einzuräumen vermag. Doch hat sie einige geachtete Schriftsteller, worunter wir nur Fr. Lubojahky“ nennen, für sich gewonnen. Das Feuilleton des halbofficiellen „Dresdner Journals“ enthält außer Alex. Banck's Theaterreferaten nichts Bemerkenswerthes, kurze Reiseskizzen aufgenommen, die gewöhnlich langweilig sind.

Trotz seiner Armuth an belletristischen Journalen leidet Dresden durchaus keinen Mangel an Schriftstellern. Die „Veteranen“ E. v. Wachsmann; der Ritter vom Geiste; der gemüthreiche Auerbach, der in seinem Romane „Neues Leben“ naiv genug ist, Reisejahre für die Lehrer zu fordern(!); der etwas zurückgezogene Fr. Lubojahky, der mit seinen Romanen aus der sächsischen Geschichte endlich das rechte Feld gefunden zu haben scheint; der Novellist Julius Hammer; Woldemar Seiffert, der Vielgeschmähte; die jungen Dramatiker Otto Ludwig und Moritz Heydrich; der treffliche Alex. Banck; der Lyriker Hermann Waldov; — endlich dreizehn schriftstellernde Damen, unter denen wir nur Carol. v. Göhren, Marie Norden; Ida Frick und die Prinzessin von Holstein, nennen, werden zur Genüge darthun, daß es uns eben so wenig an Geist mangelt, wie Leipzig und wenn trotzdem Dresden der Sitz des Spießbürgerthums bleibt, so liegt's nicht in dem Mangel an Schriftstellern.

Auf das A und D aller Correspondenten zu kommen, muß ich gestehen, daß ich kein Freibillet zum Hoftheater besitze und demnach schwerlich ein Correspondent comme il faut sein kann.

Daß Emil Devrient von seinen Gastspielen zurückgekehrt und Bogumil Davison mit Lorbeer überschüttet nach Wien zurückgegangen ist, haben Ihnen die Blätter schon gemeldet.

Arnold G.

### Miscellen.

Die Leipziger Zeitung, eines der ältesten politischen Blätter Deutschlands, erschien im Jahre 1660 zuerst unter dem Titel: „Neu einlaufende Nachrichten von Kriegs- und Welthändeln;“ den 1te 1695 in „Leipziger Post- und Ordinarzeitungen“ verwandelte. Seit 1711 nannte man sie „Leipziger Postzeitungen.“ hundert Jahre später einfach „Leipziger Zeitung.“ Leipzig besaß schon vor dem dreißigjährigen Kriege ein politisches Blatt, dasselbe wurde durch die Schweden unterdrückt.

**Rosambeau.** Der vor mehreren Jahren in Paris verstorbene Rosambeau war ein guter Schauspieler, aber ein lieberliches Genie. Er hatte mit dem größten Glücke in der Opera comique angefangen und zuletzt in den kleinen Folies dramatiques aufgehört; als ihn auch dieses Theater nicht mehr behielt, zog er wie Diogenes, in den Straßen von Paris herum, und führte ein künstlerisches Nomadenleben. Alle Schauspieler von Paris unterstützten dieses zu Grunde gegangene große Talent, aber vergebens; seine Taschen waren durchlöchert, das Geld blieb nicht darin. Besonders Mlle. Mars gab ihm viel, als er jedoch alle Tage und in immer verwilderterem Anzuge kam, gab sie ihm ein Abonnementbillet in eine Badeanstalt mit den Worten: „das ist das Einzige, was ich noch für Sie habe.“ Rosambeau ging in die Badeanstalt. „Ein Bad,“ rief er, indem er seine Karte hinreichte. Während es bereitet wurde, las er den aufgehängten Tarif. Ein Bad 1 Frank, ein Frühstück 1 Frank. — „Garcon!“ rief er, „kann ich statt des Bades ein Frühstück für mein Billet haben?“ — „D ja!“ — „Dann her damit, das ist nahrhafter!“ Er starb im größten Elend und die Schauspieler von Paris ließen ihn anständig begraben.

**Avignon.** Moritz Hartmann erzählt in seinem „Tagebuche aus Languedoc und Provence:“ im innersten Innern soll Avignon die romantischste Victor Hugosche Stadt der Welt sein. Nirgends soll es so viel geheime Thüren, Fallthüren, verborgene Gänge, Gemächer geben, wie hier. Das rührt, wie man mir sagt, daher, daß die meisten jetzigen Privathäuser ehemalige Klöster oder Prälatenpaläste gewesen, die untereinander zusammenhängen und dergleichen Künste nöthig hatten. In einem Keller befindet sich ein eingemauerter Stein mit der Inschrift: weh dem, der mich hebt! — Hinter diesem Steine will man ein sonderbares Rauschen vernehmen und die Leute sagen, es fließe ein unterirdischer Rhonearm an ihm vorbei, der sich hervorstürzen und Avignon in seinen Fluten begraben würde, wenn man den Stein aufhöbe. Alii alia.

**Stelzhammer.** Unbekannt ist es, daß die kräftigen naturwüchsigen Volkslieder im Lande ob der Ens Stelzhammer's genannt werden. Der Name derselben schreibt sich von dem Dichter Franz Stelzhammer (pseudonym Franz von Piefenham) her, welcher der poetische genius loci des schönen Gebirgslandes ist.

**Lebensausdauer einer Heune.** Unter der Ueberschrift: „Etwas für Freunde der Naturkunde“ berichtet der „Breslauer Anzeiger“ ein Faktum, das jedenfalls durchaus nicht uninteressant ist. „Vor

einiger Zeit," schreibt er, „hatte der Besitzer des Holzhofes Nr. 5 in der Matthiasstraße von einem Bekannten mehrere persische Hühner, welche bekanntlich sehr groß und stark sind, so wie einen Hahn gekauft. Die Thiere waren außerordentlich gut genährt und fett. Er machte daher seiner Frau den Vorschlag, die Hühner zu schlachten. Die Frau jedoch legte ein gutes Wort für die Hühner ein, obschon ihr Mann ihr bemerklich machte, daß dieselben Liebhaber finden und sehr leicht gestohlen werden dürften. Wirklich war auch nach wenigen Tagen eines der Hühner verschwunden. Man glaubte, daß es gestohlen sei. Volle neun Tage darauf ließ der Besitzer mehrere Bauhölzer, die in dem Hofe lagerten, aus einander legen, und siehe da! zwischen den Bauhölzern eingeklemmt wurde die Henne aufgefunden! Neun Tage und neun Nächte hatte hier das Thier zwischen dem Holze zugebracht, ohne einen Tropfen Wasser, ohne die geringste Nahrung. Dazu kommt noch, daß das Thier mit den Flügeln und Füßen sich in der Angst in eine höchst unnatürliche Stellung eingezwängt hatte, in der es kein Glied mehr rühren konnte. Als dasselbe aufgefunden wurde, war es dem Verscheiden nahe. Etwas Wasser mit Branntwein, die nöthige Wärme und Pflege stellten es indessen bald, wenn auch nur in so weit her, daß dasselbe in liegender Stellung wieder Nahrung zu sich nehmen konnte, und nach wenigen Tagen war das Thier völlig gesund. Dabei ist zu bemerken, daß das Thier verhältnißmäßig wenig abgemagert war. Bei Hühnern und hühnerartigen Vögeln, welche bekanntlich sehr viel fressen und namentlich das Wasser nicht entbehren können, ist dieser Fall gewiß merkwürdig.“

**Zur Geschichte vulkanischer Ausbrüche.**  
Als der Herr v. Montegnac, damaliger französischer Consul in Lissabon, am 17. September 1725 vor der Festung St. Michael auf der azorischen Insel gleichen Namens anlangte, kam ein Pilot aus dem Hafen und erzählte ihm Folgendes: in der Nacht vom 7. bis 8. December 1720 war ein großes Erdbeben auf Larcero und St. Michael, welche achtundzwanzig Seemeilen von einander liegen — es entstand eine neue Insel. Man bemerkte zugleich, daß die Spitze des Pico von Teneriffa versunken war und kein Feuer mehr auswarf. Die neue Insel aber war stets von einem dichten Rauch umhüllt. Der Pilot versicherte, er habe mit der Schaluppe die neue Insel umfahren und sei ihr so nahe als möglich gekommen. Auf der Südseite warf er das Loth auf sechzig Klaftern tief, ohne Grund zu finden. Auf der Westseite hatte sich das Wasser sehr verändert, es sah blau, weiß und grün aus, schien aus der größten Tiefe zu sein und erstreckte sich solchergestalt bis auf zwei

Drittel einer Meile. Es schien, als wolle es kochen. Auch bemerkte der Pilot, daß der Rauch aus einem kleinen See kam, den ein Sandhügel begrenzte und daß das Meer, wenn es in Bewegung war, hineindringen konnte. Die Insel war fast rund und so hoch, daß man sie bei hellem Wetter sieben bis acht Meilen weit sah.

Noch früher wurde von Herrn Andriae, französischem Consul zu St. Michael, berichtet, daß die Insel sehr abnehme, wenige Jahre, nachdem sie Herr v. Montegnac beobachtet, verschwand sie ganz.

**Für Kaffeetrinker.** Es giebt gewisse Punkte in der Welt, die von der Vorsehung eigends für Kaffeetrinkende Cigarrenraucher geschaffen sind. Dahin gehören: das Caffee Tommaso in Triest; die Bänke vor der Boutique des Sorbetverkäufers auf der Riva dei Schiavoni in Venedig, die Terrasse des Posthotels in Varenna, mit dem Blick auf beide Arme des Comersees, der Garten der drei Kronen Bevay mit der Aussicht auf den Leman auf das Rousseau'sche Meillerie und in das Thal von Wallis; in Paris das café de la Rotonde im Garten des Palais national; in London die Terrasse von Adelaide Hotel über der Themse und Londonbridge; in Dresden die Brühl'sche Terrasse, in Marseille der Balkon des sogenannten Maisan Isnard. So wenigstens behauptet Moriz Hartmann in seinem „Tagebuche," daß für uns arme Feuilletonisten eine kostbare Fundgrube bildet.

**Wie spät sich ein Bräutigam noch befinden kann.** Ein junges Brautpaar, erzählt der „Globe," das von Middleborough nach Stockton kam, um sich daselbst in der Kirche trauen zu lassen, fand zu seinem Erstaunen, als es in derselben ankam, den Prediger, der die heilige Handlung vollziehen sollte, darin nicht vor. Natürlich glaubte man, daß der gute Diener des Herrn sich verspätet und wartete. Man wartete zehn, zwanzig, vierzig Minuten, der Pastor kam nicht. Endlich wurde es eine Stunde, und da der Erwartete noch immer nicht da war, riß der Braut die Geduld in so weit, daß sie Ort und Zeit vergessend, herzhast zu schimpfen anfing und mit dem Bräutigam zankte, daß er der Sache so ruhig zusehen möge und nicht gehe, den Säumigen an seine Pflicht zu erinnern. Erstaunt und verduzt über diesen Vorgang, machte sich der Bräutigam denn auch auf den Weg, um, wie er sagte, den Ausbleibenden zu holen. Allein weder der Suchende noch der Gesuchte kamen zurück. Der Bräutigam hatte sich bedacht und war, durch die Scene in der Kirche erschreckt, unverheirathet in seine Wohnung wieder zurückgekehrt.

**Eines Schauspielers Debut.** Am 15. Juli 1741 versammelte sich eine gewaltige Men-

schonmasse im Theater von Goodmanns-Fields, einer Bühne zweiten Ranges zu London. Man gab „Richard III.“ als Antrittsrolle eines noch unbekanntem, doch, dem Gerücht nach, viel versprechenden jungen Mannes. Die Zuschauer harrten über eine Stunde, da endlich wird ihrer Ungeduld ein Ziel gesetzt; der Vorhang rollt empor, Richard von Glocester erscheint auf den Brettern und erweckt alsobald durch sein edles Auftreten, seine leichten Bewegungen, seine klugen Züge eine günstige Meinung im Publikum. Doch umsonst wartet man auf den Beginn des Monologs:

Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens  
Glorreicher Sommer durch die Sonne Voit's u. s. w.

Einige Secunden vergehen und das Stück beginnt nicht. Dieses Schweigen herrscht, Niemand rührt ein Glied, Jeder hält den Athem zurück. Ueber eine Minute ist verlossen, und der Schauspieler steht noch immer hinter dem Lampenkasten, betrachtet das Publikum mit scheuem Blick, öffnet den Mund, doch ohne ein Wort vorzubringen, geht einige Schritte, bewegt auf's neue die Lippen, umsonst, die ersten Sylben seiner Rolle wollen nicht darüber fort. Die Zuschauer verlieren die Geduld, man hört Lachen, hört sagen: nun, ist Richard stumm? bis endlich gellendes Pfeifen den armen Debutanten völlig verblüfft, so daß er verzweiflungsvoll die Bühne verläßt.

„Alles ist vorbei, mein lieber Director,“ ruft er, zwischen die Coulissen tretend, „ich taue zu Nichts, bin für immer der Ehre verlustig, und bleibt mir Nichts übrig, als mich in die Themse zu stürzen.“

Nur mit Mühe konnte man ihn von diesem unglücklichen Entschlusse abbringen und ihn überzeugen, noch habe er nicht unwiederbringlich verspielt.

Indeß erreichte die Unzufriedenheit des Publikums den höchsten Grad. Geschrei und Ausbrüche vereinten sich zu einem schrecklichen Concert. Endlich tritt der Director ans Proscenium, und Ruhe kehrt zurück. „Meine Herren,“ sagt er, „der Schauspieler, dem die Rolle des Richard übertragen ist, fühlte sich bei seinem ersten Auftreten vor Ihnen von so heftiger Gemüthsbewegung ergrißen, daß ihm für den Augenblick die Stimme erstarb. In kurzem kann er wieder erscheinen, bittet aber ehrfürchtvoll um Ihre unbedingte Nachsicht.“

Diese fürsprechende Rede mußte wohl den Zorn des Publikums besiegen, so daß man endlich einwilligte, den Künstler erst zu hören und dann

zu richten. Ja, einige der heftigsten Pöcher bemerkten: vielleicht hat er Talent.

Dieses Vielleicht wurde bald Gewißheit. Der junge Mann, der seine Rolle wieder aufnahm, weckte durch sein ungekünsteltes natürliches Spiel, seine weiche, wohlklingende Stimme gleich anfangs im ganzen Hause ein Beifallsmurmeln, und als im weiteren Verlaufe des Stückes die Momente der Leidenschaft der pathetischen Bewegung folgten, kannte die Begeisterung keine Schranken mehr. Das Haus bebte, das Parterre krachte vom Stampfen, Bravo's und Hurrah's ertönten wie Kanonenschläge. Beschämt, ein so großes mächtiges Talent mißkannt zu haben, that das Publikum vor dem Genie des Debutanten ehrenvoll Buße. Pope, der sich unter den Zuschauern befand, suchte den Anfänger im Versammlungszimmer auf, drückte ihm mit Wärme die Hand und sprach: „mein Herr, ich begrüße in Ihnen den ersten Tragiker Englands.“

Und Pope hatte wahr gesprochen. Der Debutant war Garrick.

#### Briefkasten.

Herrn F. G. in Berlin. Erhalten. — Herr E. G. in Bromberg; Herrn W. A. Hier; Herrn C. P. in Schleswig, Gedichte? Erhalten! — Herrn F. W. in Hamburg. Wir warten noch auf Ihre Antwort. — Herrn A. in Wien. Sie werden das Gestrichne entschuldigen. — Herrn A. G. in Dresden. Wo denken Sie hin? Viel zu lang. — Herrn M. H. in L. b. Dr. Besten Dank! Pr. Liebchen erhalten, die nun werden Ihnen zugehen. — Herrn G. K. in Frankfurt. Wollen Sie uns nicht wie früher Ihre Theilnahme schenken? Fel. L. D. in Meissen. Wir erwarten Ihre Beiträge.

#### Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 1 befinden sich folgende sinnentstellende Druckfehler.

- S. 1. Spalte 2 Zeile 9. Kuttka st. Kutte.  
S. 1. „ 1. „ 3. Spinnerin st. Spinnerei.  
S. 12. „ 1. „ 50. Koffak st. Koffel.  
S. 13. „ 1. „ 16. Laßker st. Leßker.

Die dritte Zeile des Gedichts von F. Groch muß lauten:

D wär' ich nur ein Elfe drin!

Auflösung des Homonym in voriger Nummer: **Bogen.**

1. Die Waffe.
2. Der Bogen an der Pforte von Gebäuden.
3. Der Brückenbogen.
4. Der Bogen Papier.
5. Der Regenbogen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.